

UMSCHAU

Wegbereiter des Neopositivismus

Seit der Jahrhundertwende begannen sich im geistigen und künstlerischen Leben Europas neue Strömungen durchzusetzen. Der Jugendstil, der Expressionismus, der Surrealismus machten Front gegen traditionelle Formen der Anschauung und des Denkens. Überall, in der Literatur, der Malerei und Bildhauerei, der Architektur und Musik zeigten sich deutliche Ansätze zu einem neuen Formwillen, wobei vielfach ein starker Drang nach Einfachheit und Klarheit auftrat. Die von den neuen Geistesströmungen ergriffenen Menschen waren getragen von einem tiefen Mißtrauen gegenüber denjenigen Mächten, welche die europäische Welt ins Chaos gestürzt hatten. Sie litten unter den Verstrickungen, der Verlogenheit und Sinnlosigkeit der modernen Zivilisation und waren zugleich beseelt von dem Glauben an eine neue Gesellschaft, welche die freie Entfaltung des einzelnen ermögliche.

Auf dem Boden dieser geistigen Atmosphäre gründete der deutsche Philosoph Moritz Schlick in den zwanziger Jahren den „Wiener Kreis“. In ihm versammelten sich Denker, die eine Abkehr von der traditionellen Philosophie vollzogen hatten. Gemeinsam war ihnen eine bestimmte wissenschaftliche Grundeinstellung: In enger Anlehnung an die Fachwissenschaften, besonders die Mathematik und Physik, änderten sie nicht nur ihren Denkstil, sondern auch ihre Aufgabenstellung. Das spekulative Denken der Metaphysik wurde zugunsten eines strengen logisch-empirischen Forschens aufgegeben. Zugleich sah der einzelne seine Aufgabe nicht mehr darin, ein umfassendes philosophisches Gedankengebäude zu errichten, sondern nur noch – wie in der Fachwissenschaft – in einem Teilbereich zu arbeiten. Sorgfältig würde so Schritt für Schritt ein sicheres philosophisch-wissenschaftliches System errichtet, an dem jede nachfolgende Generation weiterarbeiten könne.

In den Wiener Kreis stieß nun *Rudolf Carnap*,

der 1926 als Dozent an die Universität Wien berufen worden war. Der vor hundert Jahren, am 18. Mai 1891, in Wuppertal geborene Carnap hatte in Jena bei Gottlob Frege, einem hervorragenden Logiker, studiert und war vor allem von den Werken Bertrand Russells begeistert. Durch seine grundlegenden und systematischen Studien der Mathematik und Logik vermachte Carnap dem Wiener Kreis wertvolle Impulse zu geben und wurde schließlich neben Moritz Schlick und Hans Reichenbach einer seiner Hauptvertreter. 1929 traten diese mit der Programmschrift „Wissenschaftliche Weltauffassung – Der Wiener Kreis“ hervor und gründeten noch im selben Jahr die Zeitschrift „Erkenntnis“ als eigenes Publikationsorgan. Das Denken des Wiener Kreises, der auch von Ludwig Wittgenstein sowie der theoretischen Physik der dreißiger Jahre stark beeinflusst worden war, führte zur Entstehung des Neopositivismus, einer philosophischen Strömung, die ihre geistigen Vorläufer im Positivismus Comtes und im englischen Empirismus des 18. Jahrhunderts hatte. Aufgrund der Herrschaft des Nationalsozialismus flohen die meisten Mitglieder des Wiener Kreises nach England und in die USA und begannen dort zu lehren, so daß das neopositivistische Denken sich rasch ausbreitete. Carnap ging, nachdem er 1931 zunächst an die Deutsche Universität in Prag berufen und dort 1935 zum Professor ernannt worden war, 1936 nach Chicago.

Bereits in Wien war Rudolf Carnap durch die Veröffentlichung eigener Schriften hervorgetreten. 1928 erschien „Der logische Aufbau der Welt“, eines seiner Hauptwerke, sowie die Schrift „Scheinprobleme in der Philosophie“, im Jahr darauf folgte der „Abriß der Logik“. Schließlich konnte 1934 noch das Buch „Logische Syntax der Sprache“ erscheinen, bevor der nationalsozialistische Terror den freien Geist nach und nach zu ersticken begann.

Rudolf Carnaps größtes Anliegen bestand

darin, Klarheit in die Philosophie zu bringen. Das Schlimmste, was einer wissenschaftlichen Lehre zustoßen könne, sei, daß sie zu Widersprüchen führe. An solchen mangelte es in der traditionellen Philosophie, insbesondere in der Metaphysik, eben nicht. Carnap beabsichtigte daher, die Philosophie in eine strenge Wissenschaft umzuwandeln. In der Logik, die von Whitehead und Russell ausgebaut worden war, erblickte er dasjenige Mittel, durch welches einzig und allein das Denken von Widersprüchen freizuhalten sei. „Wenn die Philosophie willens ist, den Weg der Wissenschaft (im strengen Sinne) zu betreten, so wird sie auf dieses durchgreifend wirksame Mittel zur Klärung der Begriffe und zur Säuberung der Problemsituationen nicht verzichten können.“ Aus dieser geistigen Einstellung heraus betrachtete Carnap die Philosophie schlichtweg als Erkenntnistheorie. Wichtigstes Ziel der Philosophie sei es, Begriffe zu klären und sie in aller Strenge logisch zueinander in Beziehung zu setzen. Diese Intention bedeutet nichts anderes als die Forderung, die Philosophie habe sich auf Konstruktion und Analyse sogenannter sinnvoller Sätze zu beschränken. Das setzt zunächst voraus, daß Sätze nach den grammatischen und syntaktischen Regeln der Sprache richtig gebaut sind. Man könne sagen: „Der Hund bellt“, nicht aber: „Das Bellen bellt.“ Der Satz Heideggers „Das Nichts nichtet“, sei sinnlos, weil das „Nichts“ zwar die Form eines Substantivs habe, aber in Wirklichkeit hier kein logisches Subjekt sein könne.

Zudem verlangt Carnap, ein Satz müsse einen eindeutigen, verifizierbaren Sinn enthalten. Dies bedeutet, eine Aussage muß sich entweder als wahr oder falsch erweisen lassen. Eine Verifizierung bzw. Falsifizierung muß immer intersubjektiv sein, das heißt von mehreren Beobachtern vollzogen werden können. Diesen Anspruch erfüllen aber nur solche Aussagen, denen eine äußere, sinnliche Erfahrung zugrunde liegt. Innere Erfahrung, psychologische Introspektion und intuitive Erkenntnis – worauf sie sich auch immer beziehen mögen – sind nicht nachprüfbar und können daher kein Material zur Konstruktion sinnvoller Sätze liefern. Geschehe dies dennoch, dann seien die betreffenden Aussagen schlichtweg sinnlos. Sätze, Thesen und Postulate

der Philosophie müßten sich hingegen ausnahmslos empirisch-rational begründen lassen.

Wir versuchen, die Forderung Carnaps nach logischem Gebrauch der Begriffe, der Konstruktion sinnvoller, rational begründbarer Sätze an einem Beispiel zu verdeutlichen. Zwei Freunde unterhalten sich nach einem Konzert, in dem ein Stück von Mozart und eines von Beethoven gespielt wurde. Der eine sagt: „Das Stück von Mozart ist schön.“ „Nein“, entgegnet der andere, „das von Beethoven ist schön.“ Unzweifelhaft liegt in diesen Aussagen ein Widerspruch vor, der – so würde Carnap sagen – aus einem falschen, alogischen Gebrauch der Begriffe resultiere. Der Begriff „schön“ bezeichne eine ästhetische Qualität, die einem Gegenstand nicht objektiv zukomme, sondern an ihm subjektiv wahrgenommen werde. Man müsse daher sagen: „Ich habe das Stück von Mozart bzw. das von Beethoven schön gefunden.“ Der alogische Mißgriff der Sprache, der zum Widerspruch der Urteile führt, bestehe darin, daß ein Akt subjektiven Empfindens mit dem eines objektiven Urteils verwechselt wurde. Die Qualität „schön“ könne von einem Ding nur subjektiv ausgesagt werden, nicht aber Gegenstand eines objektiven Urteils sein. Was somit nur subjektiv erlebbar sei, sei hier irrtümlich als objektiver Sachverhalt dargestellt worden. Dahinter verberge sich ein fehlerhafter logischer Bezug. Die Aussage „Das Stück ist schön“ stellt keinen verifizierbaren, nachprüfbaren Sachverhalt dar – die im Urteilen behauptete Qualität „schön“ ist rational nicht begründbar. Die Aussage sei daher wissenschaftlich sinnlos.

Nach Carnap hat ein Begriff nichts anderes zu sein als ein eindeutiges Zeichen für einen Gegenstand. Entsprechend stelle die logisch mögliche Verknüpfung der Begriffe in Aussagen die alleinige Grundlage dessen dar, was wir mit Recht Erkenntnis nennen. Alle in Sprache gekleideten Sätze und Urteile, Gedanken und Fragestellungen jenseits der hier geforderten strengen Begriffsklärung und logischen Deduktion weist Carnap daher als sogenannte „Scheinprobleme“ zurück.

In dem Hauptwerk „Der logische Aufbau der Welt“ hat Carnap versucht, seinem philosophischen Denken prägnante Gestalt zu geben. Hier-

in entwirft er ein „Konstitutionssystem der Begriffe“, worunter wir „eine stufenweise Ordnung der Gegenstände derart, daß die Gegenstände einer jeden Stufe aus denen der niederen Stufen konstituiert werden“, zu verstehen haben. Anders formuliert: Alle von der Wissenschaft verwendeten Begriffe sollen aus gewissen Grundbegriffen stufenweise abgeleitet werden, so daß sich eine Art „Stammbaum der Begriffe“ ergibt. Jeder Begriff ist also – mit Ausnahme der Grundbegriffe – auf andere Begriffe „zurückführbar“.

Die formalen Grundlagen für den Aufbau seines Konstitutionssystems fand Carnap einerseits in der Logistik und andererseits im empirischen Realitätsbegriff. Da die Relationstheorie es gestattete, fast alle Probleme der Ordnungslehre zu behandeln, wendete Carnap sie auf die Analyse der Wirklichkeit an, um so die Formbedingungen seines konstitutionalen Begriffssystems formulieren zu können. Von Russell hatte er gelernt, das oberste Prinzip wissenschaftlichen Philosophierens bestehe darin, dort, wo es möglich sei, logische Konstruktionen an die Stelle erschlossener Wesenheiten treten zu lassen. Zum anderen beruht Carnaps „logischer Aufbau der Welt“ auf einer empiristischen Einstellung. Aussagen werden grundsätzlich nur dann zugelassen, wenn ihr Gehalt auf empirisch-rationaler Erfahrung beruht, einer Erfahrung also, an der immer sinnliche Wahrnehmung beteiligt ist. Reine intuitiv-geistige Erkenntnis wird zurückgewiesen.

Es bleibt nach der Wirkung Rudolf Carnaps auf das Denken der Gegenwart zu fragen. In den USA, wo Carnap seit 1954 eine Professur an der kalifornischen Universität in Los Angeles innehatte, veröffentlichte er zahlreiche weitere Schriften, hauptsächlich mathematisch-logischen und sprachphilosophischen Inhalts. Hierdurch hat Carnap vor allem der Grundlagenforschung, der Wissenschaftstheorie sowie der Analytischen Philosophie starke Impulse gegeben. Dagegen steht seinem Anliegen, durch ein „Einheitssystem aller Begriffe“ eine einheitliche Wissenschaft aufzubauen, welche den „Zerfall der Gesamtwissenschaft in die einzelnen, beziehungslos nebeneinander stehenden Teilwissenschaften“ überwinden sollte, die Tatsache fortschreitender

Differenzierung und Spezialisierung der Fachwissenschaften gegenüber.

Durch den Stellenwert, den Carnap der Logistik und der empirisch-positivistischen Methode zuerkannte, reduzierte er die Philosophie notwendig zur bloßen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Sie hat ihre einzigen Gegenstände im Studium logischer Gesetze und Beziehungen sowie in der kritischen Analyse der logischen Syntax. Darüber hinaus bezeichnet der Begriff Philosophie höchstens diejenige Tätigkeit, die gegebenenfalls wissenschaftliche Aussagen unter logischem Aspekt auf ihre Sinnhaftigkeit überprüft. Für sich genommen ist Philosophie inhaltsleer und nichtssagend.

Wenn sich die Philosophie darauf beschränkt, die Sprache in Ordnung zu bringen, den Fachwissenschaften ein theoretisches Fundament bereitzustellen, was kann dann der Mensch von ihr erwarten? Dem Neopositivismus, der sich selbst nicht für eine Richtung der Philosophie, sondern für die Philosophie schlechthin hält, ist entgegenzuhalten, daß der suchende Mensch in ihm keinerlei Antwort auf die ihn bedrängenden Fragen findet. Was den Menschen in seinem Dasein existentiell berührt und beunruhigt, die Frage nach dem Weltgrund, dem Absoluten, nach der Freiheit und danach, was er sittlich tun solle, die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach Glück, aber auch nach dem Sinn des Leidens und des Tragischen, die Frage nach dem Tod, schiebt der Neopositivismus als bloße „Scheinprobleme“ beiseite. Er degradiert sie zu sinnlosen Fragestellungen, weil sie weder empirisch nachprüfbar noch rational begründbar sind.

Muß aber ein geistiges Ringen um das Irrationale des Daseins deswegen schon sinn- und bedeutungslos sein, weil dieses mittels der empirisch-logischen Kategorien der Wissenschaft nicht erfassbar ist? Hier gilt Nietzsches Wort, daß der Wille zum System einem Mangel an Rechtschaffenheit gleichkomme. Die Philosophie des Neopositivismus steht jenseits der Vielfalt menschlicher Lebenserscheinungen; sie mag der Wissenschaft gerecht werden, nicht aber dem Menschen. Ihre konsequente Durchführung droht diesen zu einem gefühllosen, versachlichten Wesen zu verstümmeln, dessen Bestimmung es ist, logisch-rationale Denkakte zu

vollziehen. Ohne einen existentiellen geistigen Halt geht der neopositivistische Philosoph in der wesenlosen Betriebsamkeit wissenschaftlichen Fortschritts auf, der für ihn zum Selbstzweck geworden ist. Zwar vermag er an intellektueller Erkenntnis hinzuzugewinnen, sein Inneres aber

hat er einer seelisch-geistigen Verarmung ausgesetzt. Eine Antwort auf diese letzte Konsequenz seiner Philosophie ist uns Rudolf Carnap, der am 16. September 1970 in Los Angeles starb, schuldig geblieben.

Karl Windheuser

Toleranz, Glaube und Vernunft

Das Interesse, Toleranz zu erörtern und zu fördern, führt immer wieder zu Lessings Ringparabel. Weniger allgemein bekannt, aber nicht weniger interessant ist in diesem Zusammenhang das Buch „Von den drei Betrügern“ Mose, Jesus, Mohammed. Beide Themen verbindet Friedrich Niewöhner – völlig zu Recht – in seiner ebenso faszinierenden wie herausfordernden Studie „Veritas sive Varietas“¹. Dieses Thema entlehnt er hintersinnig einer Frage Lessings: „Sollte für ... veritas nicht vielmehr varietas gelesen werden?“ (23), eine These natürlich zur Toleranz.

Es darf als Pluspunkt der (deutschen) Philosophie gewertet werden, daß in ihr eine solchermaßen unkonventionelle Arbeit als Habilitation akzeptiert worden ist; denn für sie gilt eine hochreflektierte, vielfach abstrakt begriffliche Darstellungsweise für unerlässlich, häufig unter vager Interpretation des jeweils behandelten Autors, d.h. selten präzise am tatsächlichen Text. Niewöhner dagegen, das zeigt schon das Inhaltsverzeichnis, entwickelt noch nicht einmal eine Gliederung, keine Hauptteile mit Unterteilungen, sondern reiht, wie er wiederum mit Lessing begründet, nach der „Ordnung der Faulen“ (21) kurze Texte aneinander, und wenn er etwas „an dem gehörigen Ort ausgelassen hat“, holt er es „bei Gelegenheit nach: Was man aus Versehen zweimal sagt, das bittet man den Leser das andere Mal zu übergehen. Ich werde sehr weit auszuholen scheinen. Allein, ehe man sich's versieht, so bin ich bei der Sache“ (ebd.), so Lessing und mit ihm Niewöhner.

Hierdurch entsteht ein Kranz von fast hundert Stücken, Steinen eines Mosaiks, besser noch Kupferstichen vergleichbar, die jeweils selbständige Bilder darstellen und gleichwohl ein Ganzes ergeben, ohne ihre eigene Lebendigkeit und Eindringlichkeit zu verlieren. Dabei vermittelt Nie-

wöhner vielfach auch Eindrücke in das jeweils gelebte bunte Leben und – meist – ebenso bunte, nämlich hochrote Sterben; nur gelegentlich kommt der gewaltsame Tod blaß daher: Die Horden Hügels, eines Enkels Dschingis Khans, haben im Februar 1258 binnen 10 Tagen „800 000 (achthunderttausend) Menschen“ in Bagdad geschlachtet; selbst wenn man diese Zahl, der Niewöhner durch ihre Ausschreibung Nachdruck verleihen will, vielleicht doch für orientalistisch und damit für überzogen halten mag, ein Blutbad sondergleichen wird es gewesen sein; doch der Kalif dieser Stadt, der Hügelü bei seinem Eintreffen am Stadttor herzlich begrüßt haben soll, wurde im Teppich erstickt – „man darf ja kein Herrscherblut vergießen“ (22). Ein anderer Großkhan ließ 1291 eine seiner Frauen, durch deren Verzauberung er sterbenskrank geworden sein soll, im Fluß ertränken (223), ohne freilich dadurch Heilung zu erreichen. Bunt genug und gegebenenfalls bleich genug geht es also zu in dieser Fülle von Geschichten und Geschichte, die in diesem Buch ausgebreitet wird.

Niewöhner, das zeigen schon diese Hinweise, verarbeitet sein Thema „narrativ“ im besten Sinn des Wortes, indem er hier nicht wieder eine Methode verfolgt, sondern erzählt meist von Menschen, die ihre Zeit erlebt, über sie nachgedacht und darüber geschrieben haben. Dabei geht er – was legitim ist – motivgeschichtlich, nicht wortbeziehungsweise begriffsgeschichtlich vor, worin freilich dennoch ein Problem liegt, wie noch zu verhandeln ist. Er führt eine staunenswerte Fülle von Materialien vor, solche, die man als Quellen bezeichnen könnte, Texte aus der Tradition vom 5./6. Jahrhundert angefangen bis in das 18. Jahrhundert, von wo er einen nahtlosen Übergang vornimmt zur „Sekundärliteratur“ des